

Plötzlich auf der Flucht

Als Russland Ende Februar die Ukraine angriff, mussten auch Menschen fliehen, die dort zum Arbeiten oder Studieren lebten. Die Gemeinschaftsunterkunft in der Meindlstraße nahm Anfang März spontan 17 Studenten auf, die es über teils abenteuerliche Routen nach Deutschland geschafft hatten. Mittlerweile sind sieben weitere hinzugekommen.

Drei von ihnen haben ihre Erlebnisse geschildert und sind mit einer Veröffentlichung (und Übersetzung) einverstanden. Ihre Protokolle zeigen, dass sich Kriege nicht beim Grenzübertritt abschütteln lassen.

"Viele unserer Bewohner standen kurz vor dem Examen. Sie haben keine Studiennachweise, ihre Lebensentwürfe sind komplett über den Haufen geworfen, und sie waren in einem Krieg", sagt Bärbel Hermann, Asylsozialberaterin in der GU.

Die Studenten der Pharmazie, Informatik und Medizin stammen allesamt aus den Maghreb-Staaten. "Die sind in die Ukraine, um im Ausland was zu lernen, und jetzt fliehen sie vor einem Krieg - das ist traumatisierend", fügt sie hinzu.

Die Aufenthaltserlaubnis der Studenten für die Ukraine gilt trotz der Kriegssituation nicht in Deutschland, weil ihre Heimatländer sicher sind. Die Chancen, ihr Studium in Deutschland zu beenden, stehen deshalb aktuell nicht gut: Das erforderliche Level an Deutschkenntnissen ist bis zum Sommer schlicht nicht erreichbar.

Hermann ärgert es, dass die Hürden für die gut ausgebildeten Männer so hoch sind: "Die sprechen alle fließend mehrere Sprachen, strengen sich wahnsinnig an, gehen viermal in der Woche zum Deutschkurs, aber im Moment haben sie im Prinzip keine andere Möglichkeit, als schnell eine feste Arbeitsstelle zu finden, an die der Aufenthalt gekoppelt wäre."

Bis zum 31. August haben sie Zeit. Sie lernen, sie hoffen. Hermann und ihre Kolleg*innen in der GU suchen nach Wegen - und hoffen mit.

Alaa, Student Cyber Security, Charkiw

Ankunft in München: 6. März

"Ich hatte von der Möglichkeit eines Krieges gehört. Aber ich habe niemals erwartet, dass es wirklich dazu kommen würde, weil die Beziehung zwischen Russen und Ukrainern wie in einer Familie ist. Ich bin davon ausgegangen, dass es einen Krieg gibt, der mit politischen Mitteln ausgetragen wird - nicht mit Waffen.

Selbst als der Krieg begann, habe ich meinen Alltag erst einmal beibehalten, weil ich davon überzeugt war, dass es schnell vorbeigehen würde. So musste es einfach sein. Sie waren doch schließlich trotzdem alle Brüder! Wie konnten sie das tun? Aber sie haben es getan. Und sie tun es noch immer.

Nach der ersten Kriegswoche sah ich Menschen, die vor meinem Haus von Bomben getroffen wurden. Das war für mich der Punkt, an dem ich wusste: Ich muss gehen, wenn ich nicht will, dass mir das auch passiert. Ich habe mich zusammen mit einem Freund auf den Weg gemacht. Wir sind von Charkiw aus los. Erst nach Ungarn, dann nach Wien, von dort haben wir einen Zug nach München genommen.

Wir hatten einige Probleme mit den Zügen. Die Reihenfolge war ganz klar: Frauen, Kinder, Ukrainer zuerst. Also haben wir einen ganzen Tag lang gewartet. Wir waren um sechs Uhr morgens am Bahnhof und haben abends um zehn einen Zug bekommen.

Ich war sechs Jahre in der Ukraine. Ich habe ein paar Papiere von der Uni - in dieser Hinsicht war ich auf den Kriegsfall vorbereitet, obwohl ich ihn nicht erwartet hatte.

Ich war in meinem letzten Studienjahr und im Begriff, meine Abschlussarbeit abzugeben. Ich habe von der Uni eine Nachricht erhalten, dass sie ihr Bestes tun werden, um uns beim Abschluss zu unterstützen. Ich kann selber nichts machen außer zu warten.

Ich hoffe, hier einen Job zu finden, das wäre für den Moment die beste Option. Ich möchte mich gerne bei den Betreibern unserer Unterkunft bedanken, sie tun, was sie können, und helfen uns sehr. Ich werde nicht in die Ukraine zurückkehren können. Die Ukraine ist ein Land, das sich entwickelt. Der Krieg ist ein massiver Rückschlag. Er kostet fünf Jahre dieser Entwicklung, mindestens.

Einen Tag vor unserer Flucht habe ich meine Eltern angerufen und ihnen gesagt, dass ich nach Kiew fahren und ein Visum für Dänemark, Deutschland oder Frankreich beantragen will. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, fielen Bomben."

Ilyasse, Student, Charkiw

Ankunft in München: 6. März

„Wir waren fünf Tage lang unterwegs. Wir sind in einen Zug nach Lwiw gestiegen. Nachdem wir von den Schwierigkeiten an der Grenze zu Polen gehört hatten, haben wir beschlossen, es in Ungarn zu versuchen. Wir sind kurzzeitig in Budapest geblieben und dann über Wien nach München gereist.

Anfangs hatten wir gehofft, dass das Bombardement nicht lange andauern würde. Es gab Probleme mit der Lebensmittelversorgung. Die Supermärkte haben zeitig geschlossen und es waren nicht viele Lebensmittel übrig. Als es einen Bombenangriff in der Nähe unserer Wohnung gab, wussten wir: Wir müssen weg. Wir haben keine Wahl. Es ist zu gefährlich.

Ich habe keinerlei Nachweise von der Universität. Ich habe die Hälfte meines Gepäcks in der Ukraine gelassen, es war einfach keine Zeit. Wir haben einen Paken Dokumente, zum Beispiel meine ukrainische Personen-Nummer, an die deutschen Behörden geschickt - jetzt warte ich auf eine Antwort.

Wir hoffen, unsere Aufenthalt in Deutschland verlängern zu können. Nach Marokko zurückzugehen, ist nicht wirklich eine Option. Meine oberste Priorität ist es, fertig zu studieren. Ein Halbtagsjob wäre also ideal. Aber aktuell ist unser rechtlicher Status völlig unklar. Wir führen momentan ein Leben im Wartezimmer.“

Anas, Medizin-Student, Saporischschja

„Es ist kompletter Wahnsinn. Ich hatte am 23. Februar Geburtstag. Als ich am nächsten Morgen aufgewacht bin, hat mich ein Freund angerufen und gesagt: "Sie greifen uns an." Und dann habe ich die Militärflugzeuge gesehen. Das werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Es war das Letzte, was ich erwartet hätte. Selbst in der Woche vor dem 24. Februar haben die Menschen noch in Harmonie gelebt.

Alle waren sich sicher: Krieg ist nichts, was uns jemals wirklich passieren wird. Wir hatten uns Sorgen gemacht, als Ausländern empfohlen worden war, das Land zu verlassen. Aber wir sind nicht gegangen. Wir hätten an der Universität als unentschuldig fehlend gegolten - ich hatte Angst, ein ganzes Jahr zu verlieren.

Wir haben uns erst einmal versteckt. Ich bin zur Uni gegangen, weil ich dachte, dass das ein sicherer Ort sei. Sie haben uns in Schutzräume gebracht. Immer, wenn die Regierung Angriffe befürchtete, sind wir dort runtergegangen, bis die Regierung ein Evakuierungsprogramm per Zug beschlossen hat. Aber Polen ist ziemlich weit weg, wenn du in Saporischschja wohnst.

Ich habe mit Studierenden aus Indien, Marokko und Nigeria gesprochen. Da wir sehr nah an der russischen Grenze wohnten, war die Situation sehr unübersichtlich. Es gab Separatisten. Deshalb hatten wir Angst. Alle trugen Waffen und wir konnten Freund nicht von Feind unterscheiden.

Nach zwei Tagen Nachdenken haben wir unsere hektische Reise angetreten. Der Zug ist unterwegs auf der Strecke stehengeblieben, wir mussten das Licht ausmachen und uns von den Fenstern fernhalten. Es war überfüllt, es waren Kinder im Zug, insgesamt eine fürchterliche Situation.

Nach 24 Stunden kamen wir in Lwiw an. Wir konnten nicht über die Grenze nach Polen, weil zu viele Menschen dort waren und es rassistische Vorfälle gab. Wir haben deshalb beschlossen, in die Slowakei zu reisen. Sechs Stunden Busfahrt. In der Slowakei haben wir uns in Sicherheit gefühlt. Wir haben etwas essen können, haben etwas zum Anziehen bekommen und in einem Militär-Komplex geschlafen. Am nächsten Tag sind wir nach Bratislawa, anschließend nach Ungarn, Wien und schließlich nach München.

Als wir hinter Salzburg mit dem Zug über die Grenze gefahren sind und ich gesagt habe, dass ich aus der Ukraine käme, haben sie ein Foto gemacht, meine Fingerabdrücke abgenommen und mir eine Adresse gegeben, an die ich mich wenden solle. Ich habe am Hauptbahnhof geschlafen. Der nächste Halt war hier, in der Meindlstraße. Dieses vorläufige Ende macht meine Geschichte besser als viele andere.

Als es in der Ukraine alles losging, habe ich nach meinen Unterlagen für das Stipendium gefragt. Ich war im dritten Studienjahr, Die meisten meiner Kommilitonen haben nicht mal diesen Nachweis.

Die Leute meinen, es wäre jetzt alles gut, weil ich an einem sicheren Ort bin. Aber so ist es nicht. Meine Zukunft, meine Pläne, mein Studium, mein Leben in der Ukraine und die Leute, mit denen ich dort mein Leben geteilt habe - alles ist unklar. Im Moment habe ich keine Perspektive.

Ich versuche, dem im Kreis Denken zu entkommen. Ich lerne schon deshalb Deutsch, um irgend etwas zu tun. Ich kann nicht die ganze Zeit nichts tun. Alles, was ich brauche, ist eine Chance - und ein bisschen Zeit, um die Sprache zu lernen. Denn sie ist der Schlüssel, um hier weiter studieren zu dürfen.

Ich will arbeiten, ich würde es nicht akzeptieren, mich von einem Staat aushalten zu lassen. Ich mag es nicht, wie ein Asylbewerber betrachtet zu werden - denn das bin ich nicht.“